

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 44.

Berlin, Donnerstag den 11. April

1844.

Italien.

Geschichte der italienischen Poesie, von Dr. E. Ruth. *)

Die Geschichte der romanischen Literaturen ist zwar in neuerer Zeit durch mehrere Monographien bereichert worden, aber keine derselben, mit Ausnahme der provenzalischen, hat seit Bouquet in Deutschland eine zusammenhängende Darstellung gefunden. Je dringender das Bedürfnis einer solchen sich täglich herausstellte, desto allgemeinere Theilnahme darf sich das eben genannte Werk versprechen. Zwar entwickelt der wohl zu protestantisch auftretende Verfasser weder den blendenden Geist eines Servinus, noch die strenge Gründlichkeit eines Diez oder Ferdinand Wolf, und der Himmel bewahre ihn vor einem französischen Rezensenten, welcher alsbald triumphirend das alte Lied ansimmen würde, daß die deutschen Gelehrten Alles besitzen, nur keinen Stil; aber sein Buch, zu welchem er den Stoff während eines vierjährigen Aufenthalts in Italien selbst sammelte, enthält eine solche Fülle von ausgewählten und gesichteten Thatsachen, von tief eingehenden Betrachtungen über die Natur des Landes und seiner Bewohner, über die wechselnden Einflüsse der Nachbarn oder erobert eindringenden Völker, über die Wirkungen allgemeiner mittelalterlicher Institutionen und einheimischer Regierungsformen, daß selbst der strengste Kritiker nicht umhin können wird, ein lobendes Urtheil zu fällen. Wir stehen hier nicht in den kritischen Schranken und sprechen mithin unsere Ansicht nur eben im Allgemeinen aus, ohne eine weitere Entwicklung oder Begründung derselben folgen zu lassen, doch finden wir es der Wichtigkeit des Werkes angemessen, dem Faden desselben folgend, unseren Lesern einen kurzen Abriss davon zu geben.

Italien war durch ein trauriges Verhängniß verurtheilt, sich nie einer nationalen Entwicklung zu erfreuen. Die bereits herrlich aufblühende Bildung der Etrusker wurde von den Römern plötzlich abgeschnitten. Die Römer selbst aber, in ihrem herrschsüchtigen Streben, begeisterten sich wohl für Aeußerungen der Kraft und der Größe, aber die Liebe zur Wissenschaft und Kunst lag nicht in ihrem Charakter. Freilich brachten sie beide später aus Griechenland herüber, aber als eine Beute des Krieges, und deshalb eroberten sie auch nur die Form, welche durch Orientation erhalten wurde und der Vergnügungsdienste. Nur Beredsamkeit und Geschichtschreibung vermochten wirklich Wurzel zu schlagen; die Dichtkunst blieb eine reine Kunstpoesie nach fremden Mustern und verdrängte und verachtete die heimischen Erzeugnisse so wie die heimische Metrik. Deshalb verfiel die Kunst auch sogleich nach der Glanzperiode der Römer in eine unglaubliche Verderbnis. Nicht die Kaiser waren es, welche durch ihre schlechte Regierung den Staat, das Volk und die Kunst verderbten, sondern Senat und Volk waren selbst schon längst moralisch todt, wie am deutlichsten eben daraus hervorgeht, daß sie so schlechte Regenten duldeten. Ja, seit Theodosius besaß kein Römer mehr die Kraft, die Zügel zu führen, und die Regierung gelangte in die Hände von Ausländern. Darum kann auch die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel nicht als Grund für den Verfall von Wissenschaft und Kunst angeführt werden, denn dieser war längst entschieden, begründet in der Vernichtung jeglicher edlen Eigenschaft und Kraft im Volkscharakter, befördert durch die Ausbreitung des Christenthums. Denn seitdem auch gelehrte Männer aus verschiedenen Völkern zur neuen Lehre übertraten, konnte es nicht fehlen, daß sie theils ihre bisherigen Ansichten mit ihr zu verschmelzen suchten, theils eine philosophische Betrachtung und Begründung derselben begannen. Dieser Verwirrung gegenüber machte sich das Streben nach Glaubenseinheit geltend, und die Keger-Verfolgungen zeigten sich mit einer nie zuvor gekannten Wuth. Je mehr die freie Forschung durch das Dogma beschränkt war, desto heftiger wurde die den Heiden unbekannt Intoleranz und wendete sich fanatisch zerstörend gegen christliche Sekten wie gegen Heiden, und mit der Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion war zugleich die Vernichtung nicht nur des heidnischen Gottesdienstes, sondern auch der edelsten Erzeugnisse griechischer wie römischer Wissenschaft und Kunst ausgesprochen.

Da brachen die nordischen Eroberer in Italien ein und fanden einen Staat, der sich längst überlebt hatte, gänzlich aufgelöste Sitte und Alles verschlingenden Egoismus, gänzliche Verleugnung der alten Vaterlandsliebe und aller aus derselben sprossenden Tugenden. Das Verderbnis war so groß, daß die Heruler binnen einem Jahrzehnte, die edlen, kräftigen Gothen binnen

sechzig Jahren in demselben spurlos versanken. Erst dem dritten Eroberer, den Longobarden, welche auf der vortrefflichen Grundlage der früheren bauen konnten, gelang es, sich zu halten und ihre rettende Kraft fortwährend geltend zu machen. Diese neu eintretenden, naturkräftigen Elemente erweckten Italien endlich aus dem schweren Todeschlaf, für dessen Gewalt gerade die lange Zeit einen Maßstab giebt, welche verstreichen mußte, bis der neue Aufschwung der Bildung, der Wissenschaft und Kunst fühlbar wurde. Die Barbaren hatten die Entwicklung des Volkes nicht niedergehalten, denn Odoaker regierte dreizehn Jahre friedlich, tolerant und gerecht; unter Theodorich's weiser Herrschaft blühten Handel und Gewerbe, und Cassiodor, Boethius, Symmachus, Arator führten den letzten Spätsommer römischer Bildung herauf. Die Trümmer des Alterthums wurden gepflegt und geschützt und für die Erhaltung der noch vorhandenen Gebäude und Statuen eigene Behörden zu Rom eingesetzt. Hätte noch irgend Kraft im entarteten Volke gelebt, so mußte sie unter so günstigen Verhältnissen zur Blüthe gedeihen. Leider dauerte aber auch diese schöne Zeit nicht lange. Die Gotthenherrschafft unterlag in einem wüthenden Vernichtungskriege den treulosen Griechen, welche das eroberte Land verheerten und ausplünderten. So raubte Kaiser Konstantin im Jahre 663 alle bronzene Kunstwerke aus Rom, und selbst die bronzenen Dachziegel des Pantheons wurden mit fortgeschleppt; so gebrauchten die in der Engelsburg im Jahre 537 belagerten Griechen zerschlagene Marmor-Statuen als Wurfstücke. Darauf folgten die Longobarden, welche zweihundert Jahre unter einundzwanzig zum Theil sehr talentvollen Königen herrschten; aber die Kirche rief gegen diese freisinnigen Keger die gelehrigen Franken zu Hülf; die Longobarden verloren die Herrschafft, aber nicht den mächtigen Einfluß auf die Entwicklung eines neuen Volksgeistes. Das Lebenswesen war umgestaltet und kräftigend bis in das niedrigste Volk gedrungen, und so geschah es, daß sich bei dem Zerfallen der karolingischen Herrschafft in Ober-Italien eine üppige Fülle republikanischer Kraft entwickelte, daß die Kämpfe gegen Ungarn und Sarazenen das Volk erhob, während die Römer bei jedem neuen Angriff der deutschen Stämme tiefer gefallen waren. Das Volk feierte den Triumph seiner Wiedergeburt, als der mächtige Barbarossa durch den Frieden zu Konstantin 1183 seine fast völlige Unabhängigkeit anerkennen mußte.

Auch in Süd-Italien waren neben oder nach einander große Völker aufgetreten, die Gothen, die Griechen, die Longobarden, die poetischen, gebildeten und dulsamen Araber, die kitterlichen Normannen, und es bedurfte nur eines Fürsten wie des zweiten Friedrich, um die herrliche Saat zur reichen Frucht zu bringen.

Rom lag zwischen inne, von den Eroberern aus Grundfaß gemieden, ein dunkler Aschenhaufen, auf welchem nur von Zeit zu Zeit eine kraftlose Flamme des ehemaligen Feuers aufblühte, um alsbald wieder in die allgemeine Nacht zu verschwinden. Auf diesem dunklen Heerde der Schwäche gründete sich mit den Mitteln der Schwäche die durch Finsterniß herrschende Papstgewalt, ein geistiger Despotismus statt des politischen der alten Kaiser. Von hier aus, den egoistischen Zwecken der Kirche dienend, breitete sich Pfaffen- und Mönchthum über Europa. Die Klöster lagerten sich wie ein Alp über die Länder und erdrückten überall die nationale Entwicklung; Italien seufzte unter der tiefsten Finsterniß.

Aber die Natur und die Zeit übten bald ihre Rechte. Ein glücklicher Himmel, ein Klima voll der reichsten Abwechslung hielten den Geist des Volkes allen Eindrücken offen; eine doppelte langgestreckte Küste am Mittelmeer, der bildungreichsten Wasserstraße, brachte fortwährende Anregung von außen. Venedig, Pisa, Genua häuften unermessliche Reichthümer als Früchte des aufblühenden Handels; in ihrem Gefolge ging Verfeinerung und Kunstgefühl, welches, sobald es erst erwachte, sich an den von den Vorfahren ererbten reichen Kunstschätzen herrlich heranbilden konnte. Einer bloßen grobsinnlichen und rein materiellen Entwicklung wehrte dagegen das Ritterthum, welches, Empfindung und Gefühl veredelnd, einen großen Theil des Amtes übernahm, das eigentlich der Kirche zugestanden hätte. Im Süden blühte die Bildung und Dichtkunst der Araber, im Nordwesten entsfaltete sich die gaya scienza der Provence. So bedurfte es kaum noch eines äußeren Anstoßes, um wie mit einem Schlage einen Lieberfrühling hervorzuzaubern. Die willkommene Aufnahme, welche die Troubadours an dem Hoflager Friedrich Barbarossa's in Italien fanden, gaben den zahlreichen Fürsten Ober-Italiens ein rasch befolgtes Beispiel, und bald sammelten sich die provenzalischen Dichter an den lombardischen Höfen, hauptsächlich um den Grafen Azzo VII. von Este (1213—1264).

(Schluß folgt.)

*) Erster Theil. Leipzig, J. A. Brodhauß, 1844.

England.

Die städtische Verwaltung der City von London.

(Schluß.)

Es erhellt aus dem Gefagten, daß die Zünfte ein faktisches Besteuerungsrecht ausüben, weil es nöthig ist, liveryman zu seyn, um an den Corporations-Wahlen theilzunehmen — und dieses Besteuerungsrecht ist noch dazu ein willkürliches, da es keiner Kontrolle unterworfen ist. Aus welchem Gesichtspunkt man aber auch die Privilegien der Zünfte betrachtet, so dürften sie doch die Fonds, die zum Theil aus den von ihren Mitgliedern eingezahlten Prämien, zum Theil aus den Ueberschüssen der ihnen zu wohlthätigen Zwecken anvertrauten Legate erwachsen sind, in keinem Fall als ihr Privat-Eigenthum ansehen. Will man übrigens erfahren, auf welche Art diese Ueberschüsse entstanden sind? Die Erklärung ist einfach. Zur Gründung oder zum Unterhalt einer Freischule oder irgend eines anderen Instituts wird der Compagnie ein Grundstück als Fideicommiss hinterlassen, dessen Ertrag sich zu Lebzeiten des Eigentümers auf 100 Thaler jährlich belief. Wenn nun jenes Grundstück, in Folge des erhöhten Werths der liegenden Güter, heutzutage eine Revenüe von 2000 Thalern abwirft, so ist es klar, daß der hieraus entspringende Vortheil der Schule zukommen müßte. Unglücklicher Weise hat aber der Erblasser die Steigerung im Werthe seines Eigenthums oder den Scharfsinn der Kuratoren nicht vorausgesehen, und in seinem Testamente steht nur: „Ich habe ein Grundstück, das mir 100 Thaler einbringt; ich vermache hieraus 50 Thlr. an die Schule A. und eben so viel an die Schule B.“ Zieht man also jetzt aus diesem Grundstück eine Rente von 2000 Thalern, so giebt die Compagnie den beiden Schulen 100 Thaler und behält den Ueberschuss von 1900 Thalern für sich. Aus solchen Quellen sind größtentheils die Einkünfte der Compagnien geflossen, die man gegenwärtig zu nicht weniger als 250,000 Pfd. Sterl. (etwa 1,700,000 Thaler) jährlich anschlägt. Und worauf wird diese Summe verwendet? Auf unnütze Medaillen und Tabatièren, auf prächtige Festgelage, zu denen man nur die Auserwählten ladet, auf die Unterhaltung einer müßigen Beamten- und Dienerschaft — in den seltensten Fällen auf nützliche Arbeiten und patriotische Unternehmungen. Es darf unter solchen Umständen nicht befremden, daß die Zünfte, nach dem Muster der Corporation, ihre Rechnungen dem Blicke des Publikums entziehen; man kann also den Betrag der von ihnen erhobenen Steuern nur annähernd auf 15,000 Pfd. Sterl. (100,000 Thaler) jährlich berechnen. Nicht wenige unter ihnen, wie z. B. die Compagnien der Goldschmiede, der Buchhändler (stationers), der Apotheker u. s. w. sind überdies im Besitze einer Menge lästiger und schädlicher Privilegien.

Außer den neunundachtzig Compagnien giebt es noch andere Gesellschaften oder Institute, die in unmittelbarer Verbindung mit der Corporation stehen und gewisse Vorrechte genießen, durch welche die Handelsfreiheit in hohem Grade beeinträchtigt wird. So hat z. B. jeder Karren oder Frachtwagen eine Abgabe an das Christ's Hospital zu entrichten; im Jahre 1836 mußte ein armer Fuhrmann für sein Patent die Summe von 50 Pfd. Sterl. (340 Thlr.) einzahlen, die zum Theil von jener Anstalt, zum Theil von der City und der Kärren-Zunft erhoben wurde. Jeder Karren oder Wagen, der nicht das Eigenthum eines freeman ist, muß bei seinem Eintritt in die City eine Taxe von zwei Pence (1/3 Silbergroschen) entrichten; selbst der Wagen eines freeman ist einer Steuer von einem Penny unterworfen, wenn er mit den Gütern eines Individuums beladen ist, das nicht zu dieser Körperschaft gehört.

Die Corporation hat das Monopol aller Arbeiten, die mit dem Transport, dem Messen, dem Ein- und Ausladen der in der City ankommenden Waaren verbunden sind und wozu sie gewisse von ihr ernannte Beamte und Werkleute autorisirt. Es ist unmöglich, die Mißbräuche heranzählen, die aus einem System dieser Art entspringen; wir begnügen uns damit, einige Beispiele vorzulegen. Es giebt vier Obst- und Kartoffelmesser, deren vereinigt Gehalt sich auf 6000 Pfd. Sterl. (40,000 Thlr.) beläuft; sie lassen ihre Functionen durch Stellvertreter besorgen, die ihnen kaum 1600 Pfd. kosten, so daß ihnen ein reiner Gewinn von 4400 Pfd. Sterl. jährlich bleibt. Auf das in den Londoner Hafen eingeführte Getraide erhebt die City gegen 240,000 Pfd. an Steuern und anderen Spesen, die größtentheils zur Unterhaltung einer Menge unnützer Beamten verwendet werden; ein Auser-Messer oder dergleichen, der seine Berufsgeschäfte unter seiner Würde findet, überträgt sie einem Stellvertreter, der sie wieder einem Substituten anvertraut — statt eines Beamten hat also das Publikum drei zu bezahlen, wo selbst jener einzige überflüssig wäre. Die unglücklichen Fischer von Rochester hatten vor einigen Jahren die Frechheit, sich gegen diesen Mißbrauch aufzulehnen, der ihnen empfindlichen Schaden zufügte; das Resultat war ein Prozeß, der ihnen eine Kleinigkeit von gegen 3000 Pfd. Sterl. kostete und Alles beim Alten ließ, mit Ausnahme dessen, daß vierhundert arme Familien durch die Advokaten der City zu Grunde gerichtet wurden. — Die Anzahl der privilegierten Lastträger (city porters) beträgt 1200. Im Jahr 1833 wagten es die Gastwirthe der City, das Recht in Anspruch zu nehmen, ihre eigenen Wagen am Markt ausladen zu dürfen; der Common Council wußte sie jedoch eines Besseren zu belehren, und sie mußten von ihrer Anmaßung absteigen, die sehr naiv als „ein Attentat gegen die Privilegien der Lastträger“ bezeichnet wurde. Ein ähnliches Monopol üben auch die Bootleute (watermen) aus, deren man zwischen vier- und fünftausend zählt.

Das Recht, Märkte zu halten und die Errichtung neuer innerhalb eines Rayons von sieben (engl.) Meilen um London zu verhindern, ist eines der Privilegien, die der Corporation am theuersten sind. Der Widerstand, den sie vor nicht langer Zeit der Verlegung des Smietthielder Viehmarktes und der

Anlegung von Schlachthäusern in den Vorstädten entgegensetzte, hat den dabei interessirten Parteien nicht weniger als 150,000 Pfd. (1 Million Thaler) gekostet. Die Corporation behielt die Oberhand (und zwar von Rechtswegen, da sie nur den gesunden Menschenverstand und das allgemeine Beste zu Gegnern hatte) — als Preis ihres Sieges hat sie jetzt die Genugthuung, Schaaren von Hornvieh am hellen Tage durch die dichtbevölkerten Straßen der City treiben zu lassen. Mit ähnlicher Hartnäckigkeit hat sie von jeher darauf bestanden, den Ledermarkt vor den Fenstern des India-House in Leadenhall-Street abzuhalten, wodurch eine Seite dieses Gebäudes ganz verunstaltet wird. Und mit allen ihren Privilegien und Erpressungen besitzt die City doch keinen einzigen Markt, der sich in gehörigem Zustand befände.

Eine andere höchst ansehnliche Steuer besteht aus den Sporteln oder persönlichen Abgaben, die an verschiedene Beamte der Corporation entrichtet werden und die, nach einem von Lord Brougham angeführten Bericht, im Jahr 1833 die Summe von 74,440 Pfd. Sterl. erreichten. Diese Sporteln (fees) sind überhaupt der faule Fleck des englischen Verwaltungssystems; sie sind mit ernstlichen Angelegenheiten verknüpft, indem sie die Gewinnsucht an die Stelle des Pflichtgefühls setzen und nur zu leicht in ein Besetzungsmittel ausarten. Die Finanz-Kommission der City, der wir den erwähnten Bericht verdanken, erklärt jedoch, daß ihre Beamten, vom ersten bis zum letzten, unfähig seyen, das in sie gesetzte Vertrauen zu mißbrauchen. Wir müssen dieses als ein besonderes Glück betrachten und wollen es den Herren auf ihr Wort glauben.

Die Abgaben, welche die City von den im Londoner Hafen ankommenden Steinkohlen zieht, beliefen sich im Jahr 1841 auf 132,660 Pfd. Sterl. (etwa 900,000 Thaler). Durch diese Taxen, so wie durch die Coalition der großen Steinkohlengruben des Nordens und die mangelhaften Einrichtungen in Bezug auf dieses unentbehrliche Feuerungsmittel, wird der Preis desselben bedeutend erhöht, und die Ersparniß, die man auf diesen einzigen Artikel bewirken könnte, wird zu 400,000 Pfd. (2,700,000 Thaler) jährlich angeschlagen.

Die Aufsicht über die Themse-Schiffahrt befindet sich zum Theil in den Händen der Corporation, zum Theil in denen des sogenannten Trinity-House. Die Attribute dieser letzteren Behörde, die einen anderen unabhängigen Körper bildet, der sich mit den Zünften oder Compagnien der City vergleichen läßt, bestehen in der Errichtung von Leuchttürmen an gewissen Punkten der Küste, in der Bestimmung der Lootsengelder, in der Untersuchung einiger von den Offizieren und Matrosen der Kauffahrtschiffe vorgebrachten Klagen, in der Prüfung der mathematischen Zöglinge des Christ's Hospital u. s. w. Es ist fast überflüssig, hinzuzufügen, daß es auch in diesem Institute, dessen Einkünfte im Jahr 1840 die Summe von 252,640 Pfd. erreichten, von Mißbräuchen wimmelt.

Was die Polizei-Verwaltung der City betrifft, so ist sie eben so mangelhaft wie die übrigen Administrationszweige. Die Errichtung der Metropolitan Police war eine der schönsten praktischen Reformen, die je in der englischen Hauptstadt bewerkstelligt wurden; aber diese von Sir Robert Peel ausgeführte wohlthätige Maßregel ist durch den Einfluß der City-Behörden unvollständig geblieben. Die Polizei der ganzen Hauptstadt und ihres Reichthums stellt nur einen einzigen Körper unter einer einzigen Verwaltung dar — die City allein hat sich hiervon abgesondert, und man merke sich den Erfolg. Das Kirchspiel Mary-le-Bone, welches volkreicher und schwerer zu beaufsichtigen ist als die City, entrichtete 1841 für Polizei-Unkosten 21,954 Pfd. Sterl. Zu derselben Zeit betrug die der City nicht weniger als 48,150 Pfd. Aber hierauf beschränkt sich nicht der Unterschied. Ist in dem Kirchspiel Mary-le-Bone ein Aufruhr, eine Emeute zu befürchten, versammelt sich dort unter den Auspizien eines neuen O'Connell irgend eine Monster-Meeting, so kann das ganze 4394 Mann starke Corps der Metropolitan Police auf einen einzigen Punkt vereinigt werden; findet in Mary-le-Bone eine burglary (ein gewaltsamer Einbruch) statt, so ist solche in wenigen Stunden allen Polizei-Agenten der Hauptstadt bekannt — mit alleiniger Ausnahme der City-Konstabler. Die Polizei-Chefs (police magistrates) der City unterhalten mit denen der übrigen Stadttheile durchaus keine Verbindung; sie sind gänzlich isolirt. Man kann die Gränzen der City mit einem Sanitäts-Kordon vergleichen, der alles Gute und Nützliche ausschließt. Der Lord-Mayor hat zwar das Recht, bei wichtigen Anlässen die Metropolitan Police nach der City zu berufen, doch geschieht dies nur selten. Ein solcher Zustand veranlaßt von der einen Seite eine ungeheure Vermehrung der Administrationskosten, von der anderen aber eine ernste Gefährdung der öffentlichen Sicherheit. Ein Dieb, der in der City domicilirt ist, begiebt sich nach Westminster, um dort sein Gewerbe zu betreiben, oder auch umgekehrt, und in beiden Fällen kann er mit vieler Zuversicht auf Straflosigkeit rechnen.

Die Nachtpolizei befindet sich ganz in den Händen der Aldermen, d. h. von sechsundzwanzig Dilettanten im Richteramt, die es, ohne Rücksicht auf ihre Fähigkeiten, der Reihe nach ausüben. Heute kann ein Solon, morgen ein Midas in Guildhall (dem Rathhause) zu Gerichte sitzen, und es ist sehr zu bezweifeln, ob man unter den Krämern und Professionisten, die jene achtbare Körperschaft bilden, sehr oft einen Solon antrifft. Daher zeigt sich auch die Willkür in ihrem vollen Glanze. Jeder der sechsundzwanzig Aldermen hat ein eigenes Gerechtigkeitsprinzip, und was heute der eine feststellt, wird morgen von seinem Nachfolger umgestoßen. Dieser ist ein strenger Verfolger des Pauperismus, jener hat eine Schwäche für Bettler, der dritte hält sich stets an den Buchstaben des Gesetzes, der vierte hört nur auf die Stimme des Herzens. Es entsteht aus allem diesem eine babylonische Sprachverwirrung und die kläglichste Justizverwaltung, die man sich denken kann. Welch ein trauriges Schauspiel bieten übrigens diese improvisirten Magistratspersonen dar, die über ihre ephemere Wichtigkeit ganz erstaunt scheinen, sich vor ihrem

Publikum spreizen und es durch ihr abgeschmacktes Benehmen zum Lachen bringen. Solche Auftritte fallen täglich in den Gerichtshöfen der City vor; die öffentlichen Blätter sind damit angefüllt. Man sah neulich einen würdigen Alderman, dessen moralisches Gefühl so abgestumpft war, daß er es ganz natürlich fand, seine richterlichen Functionen zu einer Zeit auszuüben, wo er selbst unter Schuldarrest stand und einen Gerichtsdienner stets an der Seite hatte. Wir haben von Schauspielern erzählen hören, die unter der Aufsicht eines Gendarmen spielen mußten, aber eine Magistratsperson, die mit Erlaubniß des Pächters zu Gerichte sitzt, ist eine viel seltsamere Erscheinung.

Die Einkünfte der City von ihren liegenden Gütern belaufen sich auf 55,620 Pfd. Sterl. jährlich und werden zur Unterhaltung einer zahlreichen Beamtenchaar verwendet. Wir nennen darunter nur den Kämmerer (Chamberlain), der die Functionen eines Schatzmeisters verrichtet und (mit Einschluß der Sporteln) ein Gehalt von 4500 Pfd. (circa 30,000 Thaler) bezieht. Vier andere wichtige Offizianten — wenn man nämlich ihre Wichtigkeit nach ihren Salairien messen kann — absorbiren eine jährliche Summe von mehr als 12,000 Pfd. (80,000 Thaler) und zwar: 1) Der Stadtschreiber (City Clerk) etwa 3600 Pfd., wovon er jedoch einige Commis zu besolden hat; 2) der Controleur (Comptroller), der nichts kontrollirt; 3) der Stadt-Procurator (City Attorney), dessen Einkommen sich nicht genau berechnen läßt; 4) der Remembrancer, der im Verhältnis zu der Wichtigkeit seines Amtes sehr schlecht honorirt wird. Er muß nämlich darüber wachen, daß im Parlament keine legislativen Verordnungen getroffen werden, die den Rechten der City zuwiderlaufen, und erhält dafür nicht mehr als 1800 Pfd. (12,000 Thaler) jährlich.

Der Lord-Mayor, der in der City-Hierarchie die Rolle des goldenen Kalbes spielt, hat die Verpflichtung, in den Raths-Versammlungen der Aldermen und des Common Council zu präsidiren, dem Polizei-Gericht im Mansion-House (Stadthaus) vorzustehen und den Ministern Ihrer Majestät und anderen hochgestellten Personen auf Kosten der Bürger die prächtigsten Festgelage zu geben. Der Lord-Mayor kostet der City alle Jahre mehr als 20,000 Pfd. Sterl. (133,000 Thaler). Der am höchsten besoldete Staats-Beamte des Königreichs, der Großkanzler (Lord High Chancellor) erhält als Vorsitzender des Kanzlei-Gerichts und der Pairs-Kammer nicht mehr als 15,000 Pfd. (100,000 Thaler). Mit dem Lord-Mayor verglichen, ist also der Kanzler ein armer Mann; auch hat er nicht, wie Jener, ein Gefolge von Wappenherolden und Trompetern, und es ist sehr natürlich, daß er jeden Anlaß benützt, den Gastmählern seines gelehrten Mitbruders beizuwohnen. Da man so oft von diesen Zweckessen gesprochen hat, so wird es nicht unpassend seyn, einige der Artikel anzuführen, die bei der Inskallirung des vorigen Lord-Mayors im Jahre 1842 in Rechnung gebracht wurden.

Mittagsmahl	1000 Pfd.
Portwein 42 Dußend	} zusammen 183 Dußend Flaschen . . . 600 .
Fered 32 "	
Madeira 10½ "	
Rheinwein 16 "	
Bordeaux 21½ "	
Champagner 63 "	

Wenn man also fünfhundert Gäste annimmt, so werden im Durchschnitt vier und eine halbe Flasche auf die Person kommen; es ist daher klar, daß die privilegirten Theilnehmer an diesen Schmausen es sich zur Pflicht machen, ihre weniger begünstigten Mitbürger gewissenhaft zu vertreten, indem sie nach Möglichkeit für sie essen und trinken.

Obgleich die Stelle eines Lord-Mayor mit so enormen Einkünften verknüpft ist, so genügen sie doch nicht, um die Unkosten derselben zu decken, und er hat von Glück zu sagen, wenn er nach Ablauf seines Amtsjahrs die Ehre, in einem prächtigen Galawagen zu fahren und den Amphitryon der Minister und des diplomatischen Corps zu spielen, mit einem Defizit von nicht mehr als einigen tausend Pfund aus seiner Privatkasse erkaufen muß. Es gab eine Zeit, wo der Lord-Mayor wirklich als der vornehmste Beamte der englischen Hauptstadt zu betrachten war, und wenn man von jenen feierlichen Prozeffionen und jenen verschwenderischen Banketts reden hört, die von den ersten Würdenträgern des Reichs mit ihrer Gegenwart beehrt werden, so wird man natürlich zu der Frage veranlaßt, ob er noch immer eines so hohen Ansehens genießt. „Er ist wohl ein Individuum von anerkanntem Verdienst oder hervorragenden Talenten — der erste Kaufmann von London — die oberste Magistratsperson einer Weltstadt von zwei Millionen Einwohnern?“ — Keinesweges. Er zählt oft Hunderte, die ihm in jeder Hinsicht überlegen sind, und seine Autorität erstreckt sich kaum auf den funfzehnten Theil jener Bevölkerung. Die Ehren, die man dem Lord-Mayor erweist, sind nichts als eine Erinnerung an die Vergangenheit, ein dem Schlendrian gebrachtes Opfer, und dieser Beamte, der mit solchem Pomp umgeben ist, dessen Jahrgelder die Revenüen manches deutschen Fürsten übersteigen, ist oft nichts als der Lieblings-Alderman einer Clique — der würdige Stellvertreter der achtzig freemen von Bridge-Ward.

Nachdem wir auf diese Weise einige der hauptsächlichsten öffentlichen Institute der City gemustert, hätten wir wünschen können, unseren Lesern das Budget ihrer Einnahmen und Ausgaben vorzulegen, aber eine solche Arbeit geht über unsere Kräfte. Man wird kein einziges Mitglied der Corporation finden, das im Stande wäre, eine genaue Berechnung der von ihren Beamten ein- und ausgezahlten Summen anzustellen. Ein großer Theil der Summen geht nicht einmal durch die Hände des Chamberlain, und die Memoiren der verschiedenen Ausschüsse werden nie untersucht. Es giebt zwar Auditoren, aber

ihre Pflichten beschränken sich darauf, die von den Ausschüssen auf den Chamberlain entnommenen Summen zu verifiziren. Dessenungeachtet haben wir uns bemüht, einen Anschlag der von der Lokalverwaltung der City dem Publikum auferlegten Lasten zu entwerfen, und wiederholen es, daß sich diese wenigstens auf eine Million Pfund Sterling belaufen. Wenn man sich erinnert, daß die Ausgaben eines an Volkszahl gleichen Kirchspiels (Mary-le-Bone) kaum den siebenten Theil dieser Summe erreichen, so wird man natürlich schließen müssen, daß die glücklichen Bewohner der City unendlich besser bewacht, erleuchtet, regiert werden als ihre sparsameren Nachbarn, daß die Hospitäler, die Gefängnisse, die Märkte der City in musterhafter Ordnung gehalten werden, daß die Justiz aufs trefflichste verwaltet und das Erziehungswesen auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht sey. Das Gegenheil findet leider statt, und ein Vergleich zwischen der City und den übrigen Bezirken der Hauptstadt würde keinesweges zum Vortheil der ersteren ausfallen.

Die Hauptgebrechen der Municipal-Verwaltung der City bestehen in dem Mangel an Centralisation, in der Abwesenheit eines gleichförmigen Systems und in dem vorherrschenden Schlendrian. Das unnütze Räderwerk einer Menge veralteter Institutionen dient nur dazu, den Gang der Maschine zu erschweren und ins Stocken zu bringen. Jedes Kirchspiel, jede Junkt, jede Koterie hat ihre eigenen Interessen, ihre besonderen und ausschließlichen Privilegien, und sie machen nur dann gemeinschaftliche Sache, wenn es gilt, einen Mißbrauch zu vertheidigen. Diese Mißbräuche sind zahllos, aber der schreiendste von allen ist vielleicht jener sinnlose Verschwendungsgeist, der den Bürgern ungerechte und drückende Steuern abpreßt, um sie zu übertriebenen und oft unnützen Besoldungen zu gebrauchen. Ist die Londoner Corporation auch nicht unmittelbar an allem diesem Aufwande Schuld, so giebt sie doch das erste Beispiel desselben und hat sich von jeher allen Verbesserungsplänen widersetzt. Trotzdem ist eine Reform unvermeidlich, und früher oder später muß dieser Augiasstall gereinigt werden. Wem die Ehre wohl vorbehalten ist, diese herkulische Arbeit zu unternehmen und auszuführen? Wir wissen es nicht — das aber behaupten wir mit Zuversicht, daß es möglich wäre, in der Verwaltung der City eine jährliche Ersparniß von nicht weniger als 800,000 Pfd. Sterl. zu bewirken.

China.

Erinnerungen an die Insel Whampoa.

Von einem Engländer.

Als ich den Ankerplatz bei Whampoa besuchte, waren die chinesischen Behörden von den Nachwirkungen des Krieges noch wie gelähmt; Alles ging drunter und drüber; die Briten befanden sich in einem wahren Siegestaumel und zeigten jetzt große Neigung, für einige von den vielen Unbilden, die sie hier zwei Jahrhunderte lang ertragen mußten, Genugthuung zu nehmen.

Der Ankergrund erstreckt sich in einem ziemlich breiten Strome zwei englische Meilen lang, und fast genau in west-östlicher Richtung, zwischen Dane's- und French-Insel im Süden, und Junk-Insel und der Südspitze Whampoa's im Norden. Die beiden erstgenannten Inseln sind hügelig, die anderen beiden aber sehr flach; Junk-Insel steht zur Fluthzeit beinahe unter Wasser. Die amerikanischen Schiffe liegen eine Viertelmeile weiter den Strom hinan als die der übrigen Nationen, und der Raum zwischen beiden Ankerplätzen ist den kleinen, die Opium-Schmuggelerei betreibenden Schiffen ausschließlich angewiesen.

Wir verlassen unser Schiff an der sogenannten ersten Schranke, wo mehrere, mit Schutt und Steinen angefüllte Dschonken versenkt wurden, um großen Schiffen das weitere Bordringen unmöglich zu machen. Wirklich ankern diese jetzt in dem Theil des Stromes südlich von Dane's-Insel, welcher Blenheim-Reach heißt, zur Erinnerung an jenes Linienschiff, das der Stadt Canton bis auf sieben oder acht Miles nahe gekommen war. Zweihundert Yard's oberhalb der Schranke sind die Ueberbleibsel einer ausgedehnten Sand-Batterie, welche mit hundert Kanonen besetzt und von 2000 ausgesuchten Soldaten der chinesischen Armee vertheidigt war, aber am 27. Februar 1841 durch die Briten zerstört wurde.

Wir nahen jetzt in raschem Laufe den ankernden Handelsschiffen. An unserm Wege liegt der Brunswick-Felsen, welcher in gewisser Entfernung vom Ufer unter dem Wasser verborgen und sehr gefährlich ist. Ich habe mehrere Schiffe wochenlang hier festhängen sehen und bin einmal selber in einem Schiffe gewesen, das hier sich festrannte, aber glücklicherweise durch die wiederkehrende Fluth erlöst ward, ohne irgend einen Schaden zu nehmen. Dieses Mal sind wir vorsichtiger und steuern um den Felsen herum. Bald kommen mehrere Böte zu uns herangerudert, und das Verdeck füllt sich mit Compradoren, Wäscher-Frauen und anderem Volke, das gern etwas verdienen will; man schenkt ihnen aber nur geringe Aufmerksamkeit, besonders, wenn man zum ersten Male nach Whampoa kommt. Auch der Maat des Fahrzeugs, in welches wir unsere Fracht auspacken, ist angelangt, um uns an den Ort zu geleiten, wo ersteres vor Anker liegt. Wir stehen auf dem Hintertheil unseres Fahrzeuges, mit bewaffnetem Auge, und lassen, indem wir an einem Schiffe nach dem anderen vorübergleiten, unsere neugierigen Blicke über die prächtige, immer wechselnde Scene schweifen.

Raum liegen wir vor Anker, so erscheint auch schon eine kurze stämmige Figur mit einem Vollmond-Gesichte, deren kleine, freundlich blitzende Augen große Zufriedenheit mit sich selbst und aller Welt verkünden — es ist Herr

*) Whampoa ist eine Verbindung von Hong-pu, wie die Insel Hoang-pu (gelbe Buch) in Canton heißt.

Jemmy A-po, ein wohlbekannter Comprador.^{*)} Die compradores — wir haben dieses Wort den Portugiesen abgeborgt — sind Einwohner von Whampoa, einem Dorfe auf der Insel gleiches Namens, die gegen Gewerbesteuer das Privilegium haben, ausländische Schiffe mit allem Nöthigen zu versorgen.^{**)} Jetzt giebt es zwar auch Nicht-Privilegirte unter ihnen, die also im Stande sind, Lebensmittel wohlfeiler zu verkaufen; allein Erstere verdienen ungleich mehr Zutrauen.

Der Beiname Jemmy ist, wie es scheint, unter den Compradoren fast allgemein, wie der Beiname Sam unter den Bootskleuten^{***)}; man irrt sich selten, wenn man einen Comprador mit Jemmy und einen Bootsmann mit Sam anredet. Es haben nämlich sehr viele Chinesen, die mit den Briten starken Verkehr treiben, aus Höflichkeit die englischen Beinamen angenommen, die ihnen von den Matrosen gegeben worden, und diese Beinamen sind nicht selten sehr drollig. Der Fischer z. B., der mit uns von Makao abfuhr, hieß der „junge Cockeye“ und war Sohn des „alten Cockeye“. Obgleich nun der Name, wie sich's gebührt, vom Vater auf den Sohn übergegangen, führt ihn Letzterer doch mit Unrecht, da man kein Schielen an ihm bemerkt. Er ist ein langer, mürrißch aussehender Bursche, der, um seinen Namen gefragt, so feierlich „young Cockeye“ antwortete, daß ich ihm ins Gesicht lachen mußte. Viel komischer ist es jedoch, wenn der Alte selbst, den ich nachmals kennen gelernt, mit fürchterlich schielendem Blick Einem sagt, er heiße: „alt es Bökel-Auge“ (old cock-eye).

Jemmy A-po giebt auf alle Fragen, mit denen man ihn bestürmt, die äußerst lakonische, aber voll Zuversicht ausgesprochene und volle Zuversicht erweckende Antwort: „can!“ (können, d. h. ich kann es leisten oder liefern), und wird nun in die Kajüte geführt, wo er sich bei edlem Kirschwasser gütlich thut und dem Capitain einen Preis-Courant aller verlangten Artikel, z. B. Rindfleisch, Hammelfleisch, Geflügel, Fische, Gemüse aller Art, Drangen, gedörrte Litschi's †) u. s. w., mündlich mittheilt.

Jemmy macht jeden Morgen vor dem Frühstück auf seinen Kunden-Schiffen die Runde. Seine sehr kräftige Stimme verkündet, noch ehe man ihn sieht, daß er an Bord ist; er hat übrigens einen grundehrlichen Charakter und freut sich, wenn man ihm in seiner Wohnung zu Whampoa einen Besuch abstattet. Jemmy beschafft Alles, was man von ihm wünscht, oder verspricht wenigstens Alles; es machte mir Vergnügen, ihn dann und wann mit Wünschen, die er schwer befriedigen konnte, in Verlegenheit zu setzen. „Nun, Jemmy, wo ist die Opium-Pfeife, die Ihr mir gestern versprochen“ ††) — „Morgen können.“ — „Was, morgen? Ich brauche sie heute; und wo habt Ihr den Hut?“ — „D, wie das können?“ — Dann kletterte er wohl an der Seite des Schiffs hinunter und versteckte sich unter das Dach seines Bootes.

Die Zahl der Böte, welche zwischen den Schiffen stets hin- und herrudern, ist sehr groß, und sie sind verschiedener Art. Die gewöhnlichste Art gleicht dem Tanka-Boote zu Makao, ist aber wenigstens zwei- bis dreimal so lang und viel sicherer und zierlicher. Diese Böte sind mit einigen Bögen aus Rohrgeflecht überdeckt, die man eben so leicht rückwärts als vorwärts schieben kann, um sich dem freien Himmel auszusetzen oder zu entziehen. Während meines Aufenthalts in Whampoa mietete ich eines für den Preis von 3 Dollars monatlich; ein Mann, der am Bug saß, handhabte ein kurzes Ruder, und seine recht hübsche und rüstige junge Frau führte die lange Steuerstange. Obgleich dieses Paar in seinem Sam-pan kochte, aß, trank und schlief, herrschte doch große Reinlichkeit in demselben; es wurde jeden Morgen geschauert, und unter dem Mittel-Bogen (d. h. dem mittleren Verdecke aus Flechtwerk) war ein Ruhepfahl ausgebreitet. Das Boot kam jeden Tag in der Stunde, in der es bestellt war, und ruderte erst am Abend nach Whampoa zurück, wo Herr und Frau Sam eine Bambusstange in den Schlamm an der Küste steckten, ihr Fahrzeug an die Stange befestigten und sich dann zur Ruhe begaben.

Die Fahrt in diesen Sam-pan ist sehr angenehm, da sie ungemein schnell und fast ganz ohne Schwanken über den Wasserspiegel hingleiten. Kommt einmal ein heftiger Gewittersturm, so steuert Sam ans Ufer, und hier bieten wir, nachdem wir uns gut verwahrt haben, dem Wüthen der Elemente Troß. Obwohl diese Böte ohne Vergleich sicherer sind, als die Tanka-Böte, in denen man kaum einmal aufrecht zu stehen wagt, so ist doch etwas Behutsamkeit vonnöthen, wenn ein Sam-pan bei starker Fluth um große Schiffe steuert; denn ein Stoß der gewaltigen Steuerstange giebt ihm eine sehr jähe und scharfe Wendung. Einmal war ich aufgestanden und fiel, als das Boot wendete, kopf-über ins Wasser. Sam packte mich noch zu rechter Zeit an den Füßen, sonst würde ich wohl für Krabben und Fische ein Schmaus geworden seyn; denn wer hier ins Wasser fällt, der ist gewöhnlich verloren, vielleicht, weil eine

*) Die Chinesen von der arbeitenden Klasse in Canton setzen ihren größtentheils ein-silbigen Kindheits-Namen (nicht den Familien-Namen) immer ein A vor, das eine Person untergeordneten Ranges bezeichnet und dessen Schrift-Charakter einem Andreos-Kreuz sehr ähnlich ist. Herr A-po hat aber, wie wir sehen, noch den englischen Beinamen Jemmy (Jackböden).

**) Sie sollten also eigentlich vendedores (Verkäufer) heißen. Vermuthlich nennt man sie darum compradores (Käufer), weil sie selber von dem, was sie liefern, das Meiste kaufen oder für die fremden Gäste einkaufen müssen.

***) Sam heißt bekanntlich Samuelchen. Dieses Wort ist den Chinesen sehr mundrecht, da es zugleich auch chinesisch ist und im Dialekte von Canton die Zahl drei bedeutet; daher z. B. Sam-pan, Drei-Ruder.

†) Litschi ist eine edle Frucht, welche den botanischen Namen Dimocarpus Litchei erhalten hat.

††) Das heißt doch den Chinesen mit gutem Beispiel vorangehen — welche naive Abschaulichkeit!

untere Strömung ihn fortweist. Doch habe ich oft zwei chinesische Knaben fast herumswimmen sehen; diese Knaben treiben sich mit ihrer Mutter in einem kleinen Kahne zwischen den Schiffen herum und springen den Flaschen nach, welche von Matrosen über Bord geworfen werden.

Von den Böten der Wäscher-Frauen hing immer ein langer Zug an unserm Schiffe. Hier wurde den ganzen Tag gewaschen, geplättet und geflickt; die nasse Wäsche hing über Leinen und Bambusstangen im Langboote, das vermittelft einer eisernen Kette an den Stern des Schiffes befestigt war, um nicht in der Nacht gestohlen zu werden. Man sieht hier recht malerische häusliche Scenen: während eine Frau wäscht, die andere plättet und die dritte mancherlei zum Trocknen aufhängt, kocht eine vierte, die ein kleines Kind auf den Rücken gebunden hat, das Essen. Einige Kinder, die bereits laufen können und an deren Hals große hohle Kürbisse befestigt sind, damit sie nicht versinken, wenn sie ins Wasser stürzen, lernen spielend rudern, und oft sind sehr junge Kinder schon recht geschickte Ruderer. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Die deutsche Jungmänner-Gesellschaft in Buffalo. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erschienen im vorigen Jahre nicht weniger als 103 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, was ein Beweis sowohl von der immer zahlreicher werdenden deutschen Bevölkerung des Freistaates, als von der unter ihnen sich erhaltenden Liebe zur Muttersprache ist. Eine dieser Zeitschriften, der „Freimüthige“, erscheint in Buffalo am Erie-See, im Staate New-York, einer Stadt, die erst vor etwa zwanzig Jahren gegründet wurde und sich seitdem zu einem Centralpunkte des Handels zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada erhoben hat. Gegenwärtig zählt sie bereits über 20,000 Einwohner, die zum größten Theile wohlhabend und so gebildet sind, daß sie vor einigen Jahren aus eigenen Mitteln eine Universität gegründet, an welcher auch mehrere Deutsche als Lehrer angestellt sind. Ueber eine in dieser Stadt bestehende „deutsche Jungmänner-Gesellschaft“ und über die literarischen Unterhaltungen in derselben giebt der Buffalo'er „Freimüthige“ folgenden Bericht:

„Wir wohnten am vergangenen Montag Abend einer öffentlichen Versammlung der hiesigen „deutschen Jungmänner-Gesellschaft“ bei, bei welcher Gelegenheit mehrere englische und deutsche Vorträge von verschiedenen Mitgliedern gehalten wurden, und glauben gewiß die allgemeine Stimme des anwesenden zahlreichen Publikums auszudrücken, wenn wir den Mitgliedern dieses so nützlichen und für unsere Stadt so ehrenvollen Vereins versichern, daß sicher jeder Anwesende den Versammlungs-saal mit der größten Befriedigung und aufrichtigsten Hochachtung des gemeinnützigen Strebens der Gesellschaft verließ. Die drei Scenen aus Shakespeare's Richard III. wurden in jeder Beziehung meisterhaft auf- und ausgeführt, und die Gewandtheit und klare Auffassung, mit der die Rolle Richard's von Herrn S. durchgeführt wurde, würde einem vollendeten Schauspieler, geschweige denn einem Dilettanten, wie Herrn S., Ehre und ungetheilten Beifall gebracht haben. Mit einem Wort, es war nicht allein eine angenehme Unterhaltung, sondern, besonders was die theatralische Vorstellung anlangt, ein Genuß für Jeden, an diesem Abend in dem Versammlungs-Lokal der deutschen Jungmänner-Gesellschaft gegenwärtig zu seyn. Einen freundlichen und gut gemeinten Wunsch können wir jedoch im Namen vieler, die an dem Gedeihen der Gesellschaft aufrichtigen Antheil nehmen, nicht unterlassen, hier öffentlich auszusprechen; es ist der, daß man von Seiten der Gesellschaft doch für die Zukunft auch der deutschen Sprache und deutschen Literatur die gleiche Liebe und Aufmerksamkeit zu Theil werden lasse, die man bis jetzt der englischen zugewandt hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die Vervollkommnung in der Sprache und Literatur unseres Adoptiv-Vaterlandes nicht allein von großem Vortheil und Nutzen für uns, sondern sogar eine Pflicht ist, die dasselbe von uns fordert, und wir wollen daher keinesweges verneinen, daß der Zweck, den man in dieser Beziehung seither verfolgt hat, ein höchst lobenswerther ist — allein wir sollten doch auch nicht vergessen, was wir der Sprache und der in allen Ländern hochgeachteten Literatur unseres eigenen Mutter- und Geburtslandes schuldig sind; keine Sprache, weder der alten noch der neueren Zeit, kommt vielleicht, mit Ausnahme der alten griechischen, der deutschen an Sprachreichtum und Sprachfülle gleich — keine Sprache und kein Volk der Jetzt- und Vorzeit besitzt eine in jeder Beziehung, in jedem wissenschaftlichen Fache so glänzend ausgefüllte und besetzte Sprache als die Deutschen. Es ist wahr, England hat seinen Shakespeare, — aber Deutschland hat seinen Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Körner. Wo andere Völker sich mit einem Namen in irgend einem Fache ihrer National-Literatur brüsten, können wir fünf und sechs in der nämlichen Branche aufweisen. Es giebt kein Volk der Jetztwelt, was auf wissenschaftliche Durchbildung so gegründeten Anspruch machen könnte, als das deutsche! Dieses erkennen auch alle andere Nationen bereits willig an; in Frankreich muß die deutsche Sprache in den Volksschulen erlernt werden, in England gilt es gegenwärtig für den höchsten Punkt seiner Bildung, deutsch zu sprechen. Wir kennen gebildete Amerikaner genug, die Summen darum geben würden, wenn sie sich die deutsche Sprache und Literatur nur einigermaßen zu eigen machen könnten: — Sollte die deutsche Sprache nicht Anspruch darauf machen können, in den Verhandlungen der deutschen Jungmänner-Gesellschaft die Hauptrolle zu spielen?“